

Dissidenz im Comic

Jeannette van Laak

ABSTRACT

The article analyses entanglements of political and generational experience in the German Democratic Republic of the 1980s. Furthermore, the potential of images, especially comic book panels, for conceptualizing historical terminology is discussed with regard to "dissidence".

Die DDR ist Geschichte – nicht nur in der politischen Realität. Auch das historische Erkenntnisinteresse an der DDR scheint vorerst befriedigt zu sein. Im Hinblick auf die fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten 25 Jahre entsteht der Eindruck, dass die Geschichte der DDR tatsächlich in vielen ihrer Facetten abschließend historisch erforscht ist, selbst wenn hin und wieder eine zusammenfassende Studie erscheint.¹

In den Produkten der populären Geschichtskultur beobachten wir eine etwas andere Tendenz. In Film, Funk und Fernsehen und auch in der Belletristik dient die DDR-Alltags- und Erfahrungsgeschichte noch immer als Hintergrundfolie für mehr oder weniger anspruchsvolle Storys. Erinnerung sei hierbei an die Romane „Der Turm“² und „In Zeiten des abnehmenden Lichts“³ sowie an die Verfilmung von „Der Turm“⁴ oder an die Serie „Weißensee“⁵. Auch Comic-Autoren haben sich der DDR-Geschichte angenommen. Man denke etwa an „Grenzfall“ und „Berlin – Geteilte Stadt“⁶, „Such dir was

1 R. Eppelmann u. a. (Hrsg.), Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung. Paderborn 2003; S. Wolle, Der große Plan. Alltag und Herrschaft in der DDR 1949–1961, Berlin 2013.

2 U. Tellkamp, Der Turm, Frankfurt a. M. 2008.

3 E. Ruge, In Zeiten des abnehmenden Lichts, Reinbek 2011.

4 Der Turm, R. C. Schwochow, D 2012.

5 Weißensee, R. F. Fromm, D 2010 (1. Staffel); 2013 (2. Staffel).

6 S. Buddenberg/T. Henseler, Grenzfall, Berlin 2011; diess., Berlin – Geteilte Stadt. Zeitgeschichten, Berlin 2012.

aus, aber beeil dich!“⁷, „17. Juni – die Geschichte von Armin und Eva“⁸ und schließlich „*drüben!*“⁹. Dieser bietet sich für die folgende Analyse deshalb besonders an, weil er nicht den Kriterien der politischen Bildungs- und Aufklärungsarbeit unterworfen ist wie „Grenzfall“ oder „Berlin – Geteilte Stadt“. Vielmehr handelt es sich um so etwas wie ein Ego-Dokument: Simon Schwartz erzählt – leicht verfremdet – seine Lebensgeschichte und die seiner Eltern in der DDR, indem er den Umständen nachspürt, unter denen die Familie das Land in den frühen 1980er Jahren verließ. Bild für Bild erschließt der Künstler sich und dem Leser das Leben seiner Eltern und Großeltern. Schwarz versucht den Blick für eine differenzierte Betrachtung und behutsame Handhabung der Erfahrungen seiner Protagonisten zu weiten. Dabei nimmt er explizit die 1970er und 1980er Jahre in den Blick, deren Alltags- und Erfahrungswelt im Folgenden mit den Befunden der Zeitgeschichte verglichen werden. Die vielfachen Verflechtungen zwischen politischen Entscheidungen und der Alltags- und Erfahrungswelt der Protagonisten in „*drüben!*“ werden verdeutlichen, dass es sich bei Comics keineswegs nur um „leichte Kost“ und bildliche bzw. sprachliche Vereinfachungen bestimmter Themen und Gegenstände handelt, sondern um komplexe Medien. Das ist spätestens seit Spiegelmanns „Maus“ anerkannt. Die Verflechtung zwischen Fiktion und Authentizität zeigt sich etwa darin, dass ein vierjähriger Ich-Erzähler der Lebensgeschichte seiner Eltern nachspürt, der kindlich oder vielmehr staunend auf die Ereignisse blickt. Auch legt der Autor den Eltern-Figuren des Ich-Erzählers Erklärungen in den Mund, die sie vielleicht tatsächlich so gesagt haben. Es sind zudem aber auch (die) Botschaften des Autors.

Am Beispiel von „*drüben!*“ lässt sich weiterhin zeigen, dass sich abstrakte Begrifflichkeiten wie Widerstand bzw. Dissidenz bildlich darstellen und – wenn man so will – bildlich definieren lassen. Zu welchen Überlegungen diese Bild-Definition anregt, wird abschließend erörtert. Doch zunächst werden die Geschichte des Comics skizziert, eine generationengeschichtliche Einordnung der Protagonisten vorgenommen und die Alltags- und Erfahrungswelt umrissen.

1. Zum Inhalt

Die Handlung in „*drüben!*“ setzt im Jahr 1987 ein. Ein Vierjähriger erzählt die Lebensgeschichte seiner Eltern, die um 1955 in die DDR hineingeboren werden. Sein Vater steht der DDR zunächst positiv gegenüber: Er wird Pionier, später Mitglied der FDJ und der SED. Erste, aber allmählich zunehmende Irritationen mit dem DDR-System treten auf, als er nicht den gewünschten Studienplatz erhält, als Kommilitonen der Hochschule verwiesen werden, weil sie gegen Wolf Biermanns Ausbürgerung Unterschriften sammelten, oder als er den Afghanistan-Einmarsch der Sowjetunion befürworten soll.

7 N. Budde, *Such dir was aus, aber beeil dich*, Frankfurt a. M. 2009.

8 K. Kahane u. a., *17. Juni – die Geschichte von Armin und Eva*, Berlin 2013.

9 S. Schwartz, „*drüben!*“, Berlin 2009.

Die Entwicklung von der ursprünglichen Sympathie und Offenheit *für* das System hin zu dessen Ablehnung wird anschaulich, indem der Protagonist zunächst in Nischen ausweicht, um sich dem vorbestimmten Alltag zu entziehen und um gleichzeitig ein Gefühl von Unabhängigkeit zu entwickeln. Als Lehrer erfährt er wiederholt, wie beschränkt die Handlungsmöglichkeiten (s)einer Nische sind und dass sich die staatlichen Institutionen nicht scheuen, in diese einzudringen. So wird der junge Mann als Lehrbeauftragter von der Leitung der Hochschule aufgefordert, über „gerechte und ungerechte Kriege“ zu referieren. Zögerlich stellt er sich dieser Aufgabe, ist jedoch entrüstet, als der Parteifunktionär ihm eine vorgefertigte Rede übergibt, die er als seine eigene verlesen soll. Diese Entmündigung kann als Schlüsselerlebnis bezeichnet werden. Aufgrund dessen stellen er und seine Frau einen Ausreiseantrag. In der Folge wird der junge Mann aus der Partei ausgeschlossen, verliert seinen Lehrauftrag und seine Anstellung als Lehrer.

Es sind in „*drüben!*“ vor allem Studenten und Berufsanfänger, die auf unterschiedliche Weise *erfahren*, dass ihre Ideale und Visionen in der DDR nicht gehört werden. Dieses Verständigungs- und Kommunikationsproblem zeigt sich ein weiteres Mal im Konflikt zwischen dem jungen Mann und seinem Vater. Letzterer bricht den Kontakt ab, als ihm der Sohn mitteilt, er habe einen Antrag auf ständige Ausreise aus der DDR gestellt.

Damit sind sowohl Handlung als auch Konfliktlagen umrissen. Die Geschichte wird im Jahr 1987 geschildert, während die erzählte Zeit die Jahre zwischen 1974 und 1984 umfasst. Ausgangspunkt für die rückblickende Erzählung ist die Frage des Ich-Erzählers, warum ihn seine Großeltern nicht aus dem Kindergarten abholen. Seine Mutter erklärt ihm – rollenuntypisch – die deutsche Teilung, während der Vater die Familiengeschichte erzählt.

Die Familiengeschichte wird durch die politischen Ereignisse jener Jahre flankiert. So ist das Bild zur Biermann-Ausbürgerung (S. 62) nicht nur ein visuelles Zitat, sondern dient zugleich als Wegmarke für die Zeitspanne zwischen 1974 und 1984. Ähnliches gilt für die Thematisierung des militärischen Einmarschs der Sowjetunion in Afghanistan 1979 (S. 70). Dieser Militäreinsatz ist ein wichtiger Moment für den Protagonisten, der bis dahin von der „Nie wieder Krieg!“-Maxime seines Vaters überzeugt gewesen war, der darüber hinaus den Krieg nicht kennt und ihn deshalb vielleicht als etwas Fremdes empfindet.

Ort der Handlung ist Erfurt, wo sich die Eltern des Ich-Erzählers kennen lernen, wo sie studieren und wo die junge Familie zunächst lebt. Berlin als geteilte Stadt wird zum Ort des Aufbruchs und des Übergangs. West-Berlin ist nach der Übersiedlung die erste Anlaufstation; nur über den Grenzübergang in Ost-Berlin kann der Ich-Erzähler seine Großeltern mütterlicherseits besuchen.

Neben der besonderen Zeichnung der Gesichter der Akteure – es sind vor allem die Augen und die Münder, die die emotionalen Regungen spiegeln – ist die Namenlosigkeit der Protagonisten ein weiteres wichtiges Gestaltungsmittel des Comics.

Erste alltagsgeschichtliche Bezüge impliziert der Titel „*drüben!*“. Im Comic selbst erzählt ein Bundesbürger, dass er „drüben“ einen Bruder habe. Im Volksmund der DDR hingegen wurde mit „drüben“ die Bundesrepublik bezeichnet. „Hüben“ und „drüben“

waren Umschreibungen für den jeweils anderen deutschen Staat,¹⁰ von dem vor allem die nach 1949 geborenen Generationen immer weniger wussten. Damit stellt sich Simon Schwartz als Künstler zwischen beide Systeme und nutzt die changierenden Bedeutungen für (s)eine Distanzierung zum Gegenstand.

2. Zur generationengeschichtlichen Konstellation

Schwartz erzählt eine Familiengeschichte und eine doppelte Vater-Sohn-Geschichte. Im Folgenden werden die drei Generationen vorgestellt und in ihren Grundzügen charakterisiert, um ihre unterschiedlichen Handlungsoptionen aufzuzeigen.

Der Ich-Erzähler wurde in den frühen 1980er Jahren in Erfurt geboren und siedelte wenig später als Kleinkind mit der Familie in die Bundesrepublik über. Als alter ego des Autors übernimmt er in diesem Comic eine vielfältige Vermittlerrolle: *Erstens* gibt er der Generation seines Vaters eine Stimme. Er erzählt dessen Leben in der DDR und somit stellvertretend das Leben der nach 1949 Geborenen. *Zweitens* problematisiert er das Schweigen zwischen seinen Eltern und Großeltern. *Drittens* wird der Ich-Erzähler zu so etwas wie einem Geburtshelfer, denn er schildert eine Vielzahl von Individualisierungsprozessen: Die Individualisierung des Vaters und seine zunehmende Vereinzelung in den angeblich Schutz und Geborgenheit vermittelnden Kollektiven der DDR-Gesellschaft; die Geburt des Ich-Erzählers und am Ende die Ich-Werdung des Ich-Erzählers, die er mit seiner ersten eigenständigen Erinnerung verbindet. Der Ich-Erzähler ist *viertens* ein Vermittler zwischen Ost und West, damals wie heute: Bis zum Ende der DDR besucht er die Großeltern mütterlicherseits; in einer manchmal etwas altklugen Art erläutert er historische Zusammenhänge in der DDR. Auch hier nimmt er eine Doppelrolle ein: einmal als Kind seiner Eltern und ein weiteres Mal als Kind, das in der Bundesrepublik aufgewachsen und hierdurch geprägt worden ist. Als solches schaut er auf den Staat seiner Eltern und Großeltern als etwas „Fremdes“. Das Charakteristische dieser Generation zu beschreiben, wird Aufgabe kommender Historikergenerationen sein; „*drüben!*“ ist hierfür eine wertvolle Quelle.

Die Hauptfigur in „*drüben!*“ ist der Vater des Ich-Erzählers. Er kann der *Generation Eins* zugeordnet werden, wie Dorothee Wierling die nach 1949 in der DDR Geborenen bezeichnet hat.¹¹ Dieser Generation ist gemeinsam, dass sie zunächst kein anderes politisches System als die DDR kennen gelernt hat. Sie ist mit dem Versprechen aufgewachsen, dass es ihr besser gehen sollte als der Elterngeneration. Das implizierte vor

10 V. Ronge, von drüben nach hüben. DDR-Bürger im Westen, Wuppertal 1984.

11 Hierzu und im Folgenden: D. Wierling, Generation Eins, Berlin 2002. Es sei an dieser Stelle vermerkt, dass andere Wissenschaftler diese Generation auch als „FDJ-Generation“ (Fulbrook) oder als „integrierte Generation“ (Ahbe/Gries) bezeichnen. Siehe M. Fulbrook, Generation und Kohorten in der DDR. Protagonisten und Widersacher des DDR-Systems aus Perspektive biographischer Daten, in: A. Schüle u. a. (Hrsg.), Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive: Eine Inventur, Leipzig 2006, S. 113-130, hier S. 115f, sowie T. Ahbe/R. Gries, Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte. Theoretische und methodische Überlegungen am Beispiel der DDR, in: A. Schüle, DDR (Anm. 11), S. 475-571, hier S. 532.

allem materielle und wirtschaftliche Fortschritte und Errungenschaften. Die Vertreter der *Generation Eins* standen ihrem Vaterland zunächst offen gegenüber, zeigten sich erwartungsvoll und zuversichtlich hinsichtlich der Mitbestimmungs- und Partizipationsversprechungen, mit denen sie seit ihrer Jugend für die Ideale in der DDR eingeschworen wurden. Viele von ihnen schlugen wie die Vaterfigur berufliche Laufbahnen ein, die nicht unbedingt ihren ursprünglichen Lebensvorstellungen entsprachen. Auch nach der Ausbildung fügten sie sich in fachfremde berufliche Positionen. Schutz, Geborgenheit und Halt boten dabei vor allem die Arbeitskollektive, die für später angebotene Karriere-sprünge meist nur selten verlassen wurden.¹²

Schwarz misstraut den positiven Kollektiv-Erinnerungen der Wärme und Geborgenheit und verweist auf deren Kehrseiten: die gegenseitige Bespitzelung in der Schule etwa (S. 52-54) oder die Kälte innerhalb der Parteiversammlung, die mit dem Parteiaustritt des Protagonisten endet. Aus lebensgeschichtlichen Interviews, die im Rahmen einer Studie zum Kulturkonflikt in der Provinz mit Künstlern dieser Generation geführt wurden, wissen wir, dass es vor allem die Erfahrungen in der Nationalen Volksarmee – also militärische Erfahrungen – waren, die die jungen Menschen in Distanz zum politischen System der DDR gehen ließen.¹³ Auch sie waren mit dem Versprechen „Nie wieder Krieg!“ aufgewachsen, weshalb sie der nicht nur in der militärischen Grundausbildung erprobte Drill und – damit zusammenhängend – die erfahrenen Demütigungen irrierten. Daher kann der militärische Grundwehrdienst in der DDR auch als so etwas wie ein Initiationsritus verstanden werden, an dem sich schied, wer sich künftig in die „arbeiterliche Gesellschaft“¹⁴ der DDR einfügte und wer Mittel und Wege fand, sich dieser zu entziehen.

In „*drüben!*“ wird der Grundwehrdienst zwar nicht vordergründig thematisiert, doch Verweise auf das Militärische gibt es auch hier: etwa die Einführung des Wehrkundeunterrichts (S. 51), die der als Lehrer tätige Protagonist den Eltern seiner Schüler mitteilen soll, oder die bereits erwähnte „Kriegs-Rede“. In „*drüben!*“ ist es diese Rede, die hier die Rolle des Initiationsritus übernimmt. Indem der junge Protagonist den militärischen Einsatz der Roten Armee in Afghanistan gutheißen soll, wird er aufgefordert, sich in die Formation der Staatsführer und Parteigenossen einzureihen. Die Weigerung des Protagonisten, eine vorgefertigte Rede zu verlesen, die (s)eine zusätzliche Entmündigung bedeutet hätte, ist hierbei nicht politisch, sondern hauptsächlich moralisch motiviert. Erst in der Folge wird sie von den Machthabern politisiert. Interessant ist, dass Schwarz die Arme-Erfahrungen des Vaters nicht thematisiert. Vielleicht gehören sie nicht zur Familiengeschichte. Vielleicht sind sie für den Sohn nicht relevant, nicht nachvollziehbar.

12 D. Wierling, *Geboren* (Anm. 11), S. 358.

13 Vgl. J. van Laak, *Bühne der Dissidenz*, in: L. Niethammer/R. Engelmann (Hrsg.), *Bühne der Dissidenz und Dramaturgie der Repression. Ein Kulturkonflikt in der späten DDR*, Göttingen 2014, S. 55-119.

14 Zum Begriff „arbeiterliche Gesellschaft“ vgl. W. Engler, *Die Ostdeutschen. Die Kunde vom verlorenen Land*, Berlin 1999.

Die Großeltern gehören der Kriegskindergeneration an,¹⁵ die in der DDR-Gesellschaft die Aufbau-Generation bildete.¹⁶ Nicht wenige, die im Krieg oder danach ihre Heimat und/oder die Eltern verloren hatten, suchten und fanden in den neuen Parteien so etwas wie einen Familien- und auch Heimatersatz.¹⁷ Für die Aufbau-Generation wiederum ist charakteristisch, dass sie „funktionierte“, indem sie die Vorgaben übergeordneter Institutionen nicht grundsätzlich in Frage stellte, sondern vor allem erfüllte. Eine Verweigerung, wie sie etwa der junge Mann ausspricht, ist für seinen Vater nicht denkbar. Der Ausreiseantrag des Sohnes, der (s)eine Konsequenz auf die zunehmende Entmündigung ist, bedeutet in den Augen des Vaters so etwas wie Verrat: Verrat am Vaterland, Verrat an den väterlichen Idealen, Verrat am väterlichen Lebensentwurf. Wie eng die Erwartungen und Visionen der Aufbau-Generation mit denen der kommunistischen Partei und der späteren SED zusammenhingen, zeigt der in Beton gegossene Wohlstand der Plattenbauten, die Schwartz wiederholt in großen, in grau gehaltenen Bildern visualisiert (S. 32, S. 49). Waren sie in der DDR Ausdruck für die verbesserte Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Werktätigen, werden sie – aus heutiger Sicht – als Symbole für die Aufhebung von Individualität, für die Ergrauung und die Erstarrung des Systems angesehen. Wie umfassend sich die Erstarrung ausnimmt, äußert sich zudem in der sich ausbreitenden Sprachlosigkeit zwischen Vater und Sohn, denen ein Gespräch zu führen zunehmend schwerer fällt, nachdem der Sohn eigene Lebensideale und -visionen entwickelt, und schließlich unmöglich wird, nachdem der Sohn den Ausreiseantrag gestellt hat.

Für die Großvater-Generation kann an diesem Beispiel davon ausgegangen werden, dass der Staat bei ihnen quasi eine Elternrolle übernahm – eine „Vaterstelle“, wie Uwe Johnson es einmal nannte.¹⁸ Der Staat mit seinen politischen Entscheidungen ist für den Großvater wichtiger als seine familiäre Bindung an den Sohn. So vermag er kein Verständnis für die Entscheidung seines Sohnes zu entwickeln, ganz im Gegenteil: Er wendet sich von ihm ab. Hier reagieren die Großeltern in „*drüben!*“ stellvertretend für „Vater Staat“ und „Mutter Partei“. Zwar ist von „Vater Staat“ in diesem Comic keine Rede, aber im DDR-Sprachgebrauch war diese auf familiäre Beziehungen verweisende Metapher in ironisierender und bisweilen sogar bedrückender Weise bekannt.¹⁹ Psychoanalytiker wie Joachim Maaz und Historiker wie Stefan Wolle nahmen sich dieser Familienbeziehungen ausdrückenden Metaphern an und untersuchten, welchen DDR-Institutionen die Aufgabe zukam, mütterliche Beziehungen zu übernehmen bzw. auszudrücken. Dabei verwiesen sie auf den Einfluss von Partei und Kirchen im an familiären Beziehungen angelehnten Gesellschaftsgeflecht der DDR.²⁰ Dorothee Wierling hat zudem die schüt-

15 Zu den Kriegskindern: S. Bode, Die vergessene Generation – Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Stuttgart 2004.

16 T. Ahbe/R. Gries, Gesellschaftsgeschichte (Anm. 11).

17 Vgl. J. van Laak, Bühne der Dissidenz (Anm. 13), S. 88-89.

18 U. Johnson, Versuch, eine Mentalität zu erklären, in: B. Grunert- Bronnen, Ich bin Bürger der DDR und lebe in der Bundesrepublik, München 1971, S. 119-129.

19 Vgl. J. van Laak, Bühne der Dissidenz (Anm. 13), S. 89.

20 J. Maaz, Der Gefühlsstau. Berlin 1990; S. Wolle, Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Bonn 1999, S. 97 ff.

zende und familiäre Geborgenheit vermittelnde Funktion der Kollektive herausgearbeitet²¹, zu denen letztlich auch Partei- und Kirchengruppen gehörten.

Auch für den Sohn sind in „*drüben!*“ die Beziehungen zu den Eltern eng mit denen der Partei verbunden. Angesichts seiner Selbstbefragung über die Gründe des Bleibens stellt er fest: „Und zu allem Übel war ich in der Partei und wie würden meine Eltern reagieren?“ (S. 67) Der junge Protagonist verweist – in einem Atemzug – zuerst auf die Partei und dann auf die Eltern. Diese Reihenfolge unterstreicht die enge Verflechtung dieser Beziehungen und stellt die parteiliche Bindung sogar über die familiäre. Im Fortgang der Geschichte wird dieses Macht- und Abhängigkeitsverhältnis noch einmal wiederholt: Zuerst wendet sich die Partei von dem jungen Mann ab, nachdem sich dieser geweigert hat, die vorgefertigte „Kriegs-Rede“ zu halten und damit indirekt den Afghanistan-Einsatz der Sowjetunion gutzuheißen. Als der Sohn seinen Eltern mitteilt, dass er den Ausreiseantrag gestellt hat, brechen auch sie mit ihm. Damit entziehen die Eltern ihrem Sohn die elterliche Loyalität und untermauern gleichzeitig ihr Bekenntnis zu ihrem Staat. Schwartz visualisiert hier ein Erfahrungssphänomen, das innerhalb der DDR-Gesellschaft gar nicht so selten war. Es versinnbildlicht die enge Verflechtung staatlicher und familiärer Bindungen, die sich gegenseitig überlagerten. Nicht selten nahmen also staatliche Bindungen familiäre Züge an und versuchten diese zu ersetzen. Es ist noch eine offene Frage, warum hierfür vor allem die Kriegskindergeneration in der DDR so anfällig war.

3. Zur Alltags- und Erfahrungswelt der DDR in „*drüben!*“

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt die Protagonisten den Generationen zugeordnet und bereits auch Phänomene ihrer Alltags- und Erfahrungswelt erörtert wurden, werden im Folgenden einige Beispiele vertieft.

Das folgende Panel beschreibt die Erfahrungswelt der Großelterngeneration und fängt die Aufbruchshoffnungen der Nachkriegszeit ein. Die Nationalhymne „Auferstanden aus Ruinen“ und das Emblem der Jugendorganisation FDJ mit der aufgehenden Sonne wurden hierfür visualisiert. Das Großelternpaar des Ich-Erzählers schaut nicht den Betrachter an, sondern blickt in eine Zukunft, die – vom Standpunkt des Betrachters aus – bereits in der Vergangenheit liegt. Im Kommentar wird das Lebensmaxime der Großeltern genannt: „Nie wieder Krieg!“ Aus anderen Panels erfahren wir, dass die Großeltern die so genannte antifaschistisch-demokratische Umwälzung in den Jahren zwischen 1945/46 und 1949/50 unterstützen und sich in diesem Gründungsmythos aufgehoben fühlen.²²

21 Vgl. D. Wierling, *Geboren* (Anm. 11).

22 Vgl. S. Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989*, Frankfurt a. M. 1992.



S. 16

Zu den eher bekannten Facetten der Alltagsgeschichte im Comic „*drüben!*“ gehören die Sequenzen über den Schul- und Studienalltag, die mit der Erfahrungswelt der Parteien- und Massenorganisationen eng verknüpft sind. So werden junge Pioniere und ihr Fahnenappell dargestellt (S. 16). Ähnliche Panels gibt es über die FDJ und über die Mitgliedschaft in der SED. Sie verweisen auf die Indoktrination und intensive Durchherrschung der Alltagswelt mit den zu Idealen verklärten kommunistischen Grundzielen und auf die Idee der Erziehbarkeit der Massen.

Und dennoch ist das junge Paar anders: Schwartz zufolge ist es in seinem Rollenverhalten und -verständnis durchaus flexibel und modern, wie bereits der Erzählanlass verdeutlicht: Die junge Mutter des Ich-Erzählers erklärt dem Sohn die politische Geschichte und der junge Vater erzählt die Familiengeschichte. Nachdem das Paar den Antrag auf ständige Ausreise in die Bundesrepublik gestellt hat, kann der junge Mann nicht mehr als Lehrer und Dozent arbeiten. Wie selbstverständlich übernimmt er die Sorge um das Kleinkind und den Haushalt, während seine Frau das Geld verdient. Auf diese Weise kehren sie das klassische familiäre Rollenmodell um, das trotz der Berufstätigkeit der Frau in der DDR auch hier beibehalten worden war. Die zunehmende Individualisierung des jungen Paares äußert sich zudem in solchen Details wie der Haarmode oder dem Tragetuch für das Kleinkind.²³

Auch das Ausweichen der *Generation Eins* in Nischen und die Etablierung einer Nischenkultur sind bekannte Erzählmuster.²⁴ Die jungen Menschen, die sich dem staatlich vorgegebenen alltäglichen Leben entziehen wollten, suchten sich nicht selten vor allem

23 Zum Lebensgefühl in der späten DDR vgl. W. Engler, Ostdeutschen (Anm. 14).

24 Vgl. hierzu P. Wurschi, Rennsteigbeat. Jugendliche Subkultur im Thüringer Raum 1952–1989, Köln u. a. 2007, S. 30ff; T. Lindenberger, Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur, Köln u. a. 1999, S. 13–44, hier S. 33; M. Diewald, „Kollektiv“, „Vitamin B“ oder „Nische“. Persönliche Netzwerke in der DDR, in: J. Huinink (Hrsg.), Kollektiv und Eigensinn, Berlin 1995, S. 223–260.

solche Berufe, in denen das Anderssein bereits in der Berufsausübung deutlich werden konnte. Vor allem kreative Beruf wurden bevorzugt: wie etwa als Maler, als Bildhauer, als Schriftsteller, als Schauspieler, als Musiker. Die Freiberuflichkeit war ein wichtiges Element des selbstbestimmten Arbeitens. Auch andere Berufe innerhalb des Kulturbetriebs und des Handwerks boten Freiräume. Nicht wenige arbeiteten als Beleuchter, als Hausmeister, als Nachtwächter, als Setzer in privaten Kleindruckereien oder als Töpfergesellen. Diejenigen, die einen Ausreisantrag gestellt und im Zuge dessen ihren Arbeitsplatz verloren hatten, suchten und fanden, wenn sie Glück hatten und/oder über ein entsprechendes Beziehungsnetzwerk verfügten, Anstellungen außerhalb des Offiziellen, also außerhalb des staatlich kontrollierten Bereichs. Es waren meist die Kirchen, die ihnen Jobs auf Friedhöfen, als Schreibkraft oder als Restaurator boten.

Die Nischenkultur war jedoch nicht nur auf die berufliche Sphäre beschränkt. Andere Mitglieder der *Generation Eins* fanden ab Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre so etwas wie Freizeit-Nischen. Angeregt vom westlichen Zeitgeist gründeten sich in jenen Jahren auch in der DDR zahlreiche Friedens- und Umweltschutzgruppen, die entweder innerhalb der Kirche ein schützendes Dach fanden oder innerhalb des Kulturbundes ein beachtliches Eigenleben entwickelten.²⁵

Auch in „*drüben!*“ wird diese „Nische“ thematisiert. Der junge Mann darf zwar nicht Kunst studieren, studiert aber immerhin „Kunsterziehung“ an der Pädagogischen Hochschule Erfurt und wird zuerst Lehrer, später Dozent. Dies sind erst einmal *seine* Nischen. Doch gerade berufliche Nischen waren vor dem Zugriff der Staatsgewalt keineswegs sicher, wie Schwartz' Bildsequenzen zum Überwachungsstaat und zur Gewalterfahrung besonders verdeutlichen (S. 40, S. 69-75).

Dabei lässt der Autor den Leser im Unklaren, welches Ereignis zur Observierung durch die Staatssicherheit führte. Denkbar wäre die Weigerung des Protagonisten, die vorgefertigte „Kriegs-Rede“ zu halten. Diese Selbstbehauptung zieht immerhin die Rechenschaftslegung, die „Selbstkritik“ des Protagonisten vor der Parteileitung der Hochschule, den damit verbundenen Rauswurf aus der Partei und die Entlassung aus dem Schuldienst nach sich (S. 74-75).

Der Verlust des Arbeitsplatzes für ein Familienmitglied gehörte zu den Zersetzungsmaßnahmen, mit denen die Staatssicherheit Verunsicherung und Zwiespalt in den Familien zu säen beabsichtigte, die einen Ausreisantrag gestellt hatten. Weitere waren die dauerhafte Beobachtung und konkrete Einschüchterung eines Familienangehörigen.²⁶ Das Hinterhältige dieser Maßnahmen bestand darin, dass nur ein Mitglied der Familie diese Einschüchterungen und Verunsicherungen erlebte und damit innerhalb der Familie isoliert und vereinzelt werden sollte, konnten doch der Partner oder andere Familienmitglieder diese Erfahrungen nicht teilen. Das stellte Paare und Familien vor zusätzliche

25 L. Maubach, „Es war ja doch Arbeit...“ Freizeit im Spannungsfeld zwischen Staat und Individuum am Beispiel der organisierten Numismatiker im Kulturbund der DDR, Göttingen 2012, S. 291ff; J. van Laak, Orte des Verrats. Zur Nutzung konspirativer Wohnungen bei der Überwachung Andersdenkender durch das MfS in Erfurt in den 1980er Jahren, in: H. Best u. a. (Hrsg.), Geheime Trefforte des MfS in Erfurt, Erfurt 2006, S. 52-106, S. 61-65.

26 Vgl. S. Pingel-Schliemann, Zersetzen – Strategie einer Diktatur, Berlin 2003.

Zerreißproben. Perfide waren diese Maßnahmen, weil sie verdeckt erfolgten, sowohl die berufliche Einbindung als auch private Beziehungen betreffen konnten und den Betroffenen damit ihre Lebenssicherheit nehmen sollten.

Schwartz lässt keinen Zweifel, dass es sich bei der Staatssicherheit um ein Werkzeug der Macht und um den Hauptakteur des Unrechts handelt.²⁷ Aber er erhebt dennoch nicht den Anspruch, die Kausalitätskette zu bedienen. Vielmehr erzählt er einzelne Sequenzen so, wie seine Eltern sie erzählt haben könnten. Die Form der Darstellung überzeugt auch deshalb, weil der Künstler den Vater, der seine Erfahrungen 1987 erzählt, nicht klüger macht, als er zum damaligen Zeitpunkt sein konnte.²⁸ Hier zeigt sich eine konsequente Erzählhaltung, die den Autor davor bewahrt, seine Comic-Geschichte ins Plakative abgleiten zu lassen, indem er etwa die Verfolgungsgeschichte anhand der MfS-Akten nach-erzählt. Das bedeutet allerdings nicht, dass Schwartz die Arbeitsweise der Staatssicherheit nicht bekannt wäre, vielmehr hat er sein Wissen darüber in verschiedene Panels eingearbeitet. Indem Schwartz seinen Protagonisten nicht klüger erscheinen lässt, vermeidet er, dass dieser nachträglich zu einem „Opfer“ oder zu einem „Gefangenen“ seiner einstigen Bewacher wird, der dem zweifelhaften Inhalt der Stasi-Akten mehr Bedeutung beimisst als dem, was er selbst in seinem Leben tatsächlich erreicht und erlebt hat – entweder trotz oder gerade wegen dieser Erfahrungen.

Vielleicht entgeht der Autor diesem Fallstrick auch, weil er sich die Mühe macht, den Dienern des Systems ein Gesicht und damit ein Profil zu geben (S. 27, S. 51, S. 75, S. 89-91). Dies ist ungewöhnlich: Bislang sind die vielen Diener des DDR-Systems namen- und damit gesichtslos geblieben. Nicht so in „*drüben!*“. Hier sind die Staatsdiener ebenso detailliert in Szene gesetzt wie die übrigen Figuren. Einzig ihre Augen sind anders gestaltet. Sie sind nicht ganz so groß wie die Augen der Protagonisten, sondern eher schmal. Zudem gesteht Schwartz ihnen ein Augenlid zu; manchmal jedoch bleiben die Augen hinter übergroßen Brillengläsern verborgen.

4. „Mein Vater – ein Dissident?“

So konkret formuliertes Simon Schwartz nicht. Doch es ist indirekt die Frage, die ihn umtreibt. War sein Vater ein Dissident? Würde er sich selbst so bezeichnen? Schwartz gibt hierauf – wie die folgenden Panels zeigen – keine abschließende Antwort, was uns die Möglichkeit zu weiterführenden Überlegungen eröffnet.

27 Vgl. hierzu beispielhaft J. Gieseke, *Der Mielke-Konzern. Die Geschichte der Stasi 1945–1990*, München 2006; R. Engemann (Hrsg.), *Das MfS-Lexikon. Begriffe, Personen und Strukturen der Staatssicherheit in der DDR*, Berlin 2011; S. Kowalczyk, *Stasi konkret. Überwachung und Repression in der DDR*, München 2013.

28 Das Wissen um die eigene Verfolgung eigneten sich die Betroffenen erst seit 1990 an, als sie sich das Recht erkämpft hatten, „ihre“ Stasi-Akten zu lesen.



„drüben!“,
S. 102 und 103

Die Auseinandersetzung über diese Frage findet also in einem Zwiegespräch des jungen Mannes mit sich selbst statt, dargestellt auf einer Doppelseite (S. 66-67). In acht Panels erfolgt diese Selbstbefragung und damit verbunden die Selbstfindung des Protagonisten. Anlass für die Selbstbefragung sind seine Zweifel, in die Bundesrepublik überzusiedeln: für den einstigen Systemsympathisanten ein großer Schritt. Schwartz arbeitet mit Rede und Gegenrede. Auf jedem Panel geht er einen Entwicklungsschritt seines Protagonisten zurück: Zuerst erklärt er seinem Sohn, dass viele seiner Gedanken (heute) nur schwer nachvollziehbar seien und er mit seinem Leben in der DDR „auch nicht absolut unzufrieden“ gewesen sei (S. 66). Dem dennoch in ihm nagenden Zweifel begegnet er mit dem Einwand, dass es sich mit der Unmündigkeit und der enormen Heuchelei irgendwie habe leben lassen. „Es gab ja Wege, sich dem im Alltag zu entziehen“ (ebenda), und zudem habe er beruflich einiges erreicht. Der FDJler in ihm warnt: „So etwas gibt man nicht einfach auf.“ Was der junge Mann aufgeben müsste, wird nicht direkt formuliert, vielmehr erfolgt in Panel 5 die Feststellung: „Wir müssten uns auf ein Leben als staatliche Geächtete einstellen.“ (S. 67). Es ist nicht etwa die ungewisse Zukunft in der Bundesrepublik, die beängstigend wirkt, sondern der mit dem Ausreiseantrag einhergehende Verlust an gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten sowie der damit verbundene Ausschluss aus dem Kollektiv. Der Jungpionier in ihm verdichtet dies auf den Begriff und die Figur des „Dissidenten“. Dann verweist er auf seine enge Bindung an Partei und Familie. Das letzte Panel zeigt einen für sich stehenden jungen Mann, der sich – Haare raufend – seine Rat- und Hilflosigkeit eingesteht.



S. 66

Erfahrungsgeschichtlich verrät uns ein Blick auf die Sprache ein weiteres Mal, dass das Individuum in der DDR in aller Regel hinter die Interessen des Staates und der Gemeinschaft zurückzutreten hatte. Spricht der Vater von sich als Individuum, so sagt er „ich“. Erzählt er von seinen Erfahrungen in der DDR, erfolgt dies in Passivkonstruktionen bzw. mit dem unbestimmten und ungefährlichen „man“. Diese Besonderheit ist nicht etwa nur für diesen Comic kennzeichnend. Werden heute Menschen nach ihren Erfahrungen in der DDR gefragt, treten diese in ihren Erinnerungen entweder hinter „man“ oder – etwas milder – hinter „wir“ bzw. „uns“ zurück.²⁹

29 Vgl. hierzu stellvertretend U. Schwabe/R. Eckert (Hrsg.), Von Deutschland Ost nach Deutschland West: Oppositionelle oder Verräter? Haben die Ausreisewilligen der 80er Jahre den Prozess der friedlichen Revolution und das Ende der DDR eher beschleunigt oder gefährdet?, Leipzig 2003.



S. 67

Schwartz lässt seinen Protagonisten ein „Ich“ nur verwenden, wenn sich der junge Mann zu erklären versucht (Panel 1) und wenn er – etwas trotzig – formuliert, was er schon alles erreicht habe (Panel 4). Im Panel 7 erklärt er dann sogar: „Und zu allem Übel war ich in der Partei und wie würden meine Eltern reagieren?“ Damit verweist er auf das Problem des treuen Sohnes und ebenso treuen Parteimitglieds. Zwar sieht er auch am Ende seiner Selbstbetrachtung keine Lösung des Problems, wie Panel 8 und der dazugehörige Text verdeutlichen: „Ach, ich weiß doch auch nicht!“ Doch kann er diese Form der Hilflosigkeit und der Einsamkeit aushalten, denn er endet mit einem „Ich“. Hierbei hat dem jungen Mann vielleicht geholfen, dass er in einer Sequenz „Wir“ als Übergangsform verwenden konnte: „Wir müssten uns auf ein Leben als staatlich Geächtete einstellen!“ (Panel 5). Dieses „Wir“ ist zum einen an seine Frau gerichtet, zum anderen an sich

selbst. Es ist der Versuch, die drohende Vereinzelung abzuschwächen, wenn nicht sogar aufzuhalten.

Dass die Vereinzelung bedrohlich wirkt, ist wohl darauf zurückzuführen, dass die staatlich verordnete Vergesellschaftung, in „*drüben!*“ durch die Partei- und Massenorganisationen verkörpert, die Ausprägung des „Ichs“ bei nicht wenigen der DDR-Bürger wenn nicht verhinderte, so doch zumindest verzögerte. Wie nachhaltig die Forderungen nach der Vergesellschaftung wirken, zeigte sich in der Ostalgie-Debatte der letzten zehn Jahren,³⁰ aber auch in den Erinnerungen der SED-Funktionäre, die diese seit 1990 veröffentlicht haben.³¹

Diejenigen, die sich der Vergemeinschaftung zu entziehen versuchten, wurden bestraft, indem ihnen die Partizipationsmöglichkeiten am gesellschaftlichen Leben eingeschränkt oder ganz verwehrt wurden.³² Auch der Vater des Ich-Erzählers erfährt dies. Er verliert seine Arbeit, sieht sich Überwachungen, Wohnungsdurchsuchungen und anderen Schikanen des Überwachungsstaates ausgesetzt. Diese Spielart der „staatlichen Ächtung“ wiegt umso schwerer, weil sie durch den Loyalitätsentzug der eigenen Eltern untermauert wird.

Interessant ist, dass Schwartz' Protagonist keine der Zuschreibungen benutzt, die für Dissidenten üblich sind, wie etwa der Begriff des „Außenseiters“, des „Außenstehenden“ und des „Abweichlers“ – Begriffe, denen sich meist der Westen bedient. Der Ostblock stigmatisierte diese Menschen in aller Regel als „Querulanten“.³³ Schwartz verdeutlicht stattdessen, dass die Vaterfigur aus der Mitte der DDR-Gesellschaft kommt und, wie eingangs ausgeführt, dieser zunächst erwartungsvoll gegenüber steht. Damit ist er weder ein „Außenseiter“ noch ein „Abweichler“ und noch weniger ein „Querulant“. Letzterer wird er in den Augen der Staatsmächtigen erst, indem er die „Kriegs-Rede“ nicht hält. Somit ist die Vaterfigur in „*drüben!*“ auch kein Dissident im herkömmlichen Sinne, der politisch zielgerichtet agiert.

Wir begegnen dem Begriff des „Dissidenten“, wenn wir von Personen in fernen Ländern erfahren, die ungeachtet der Unversehrtheit der eigenen Person öffentlich für Demokratie und das Recht auf Meinungsfreiheit eintreten. Im Alltag wird damit also jemand bezeichnet, der in einem Land mit eng gesetzten inneren Regeln und Konventionen für – wenn man so will – „westliche Werte“ eintritt und in Folge dessen in dem Land, in dem er lebt, zu einem „Außenseiter“, wenn nicht sogar zu einem „staatlich Geächteten“ wird. Beispiele hierfür sind der Künstler Ai Wei Wei oder die heutige Oppositionsführerin in Myanmar, Aung San Suu Kyi, die bis zur ihrer Wahl als Volksvertreterin als Dissidentin

30 Vgl. hierzu stellvertretend N. Neller, DDR-Nostalgie. Dimensionen der Orientierungen der Ostdeutschen gegenüber der ehemaligen DDR, ihre Ursachen und politischen Konnotationen, Wiesbaden 2006.

31 J. van Laak/A. Leo, Erinnerungen der Macht. Erinnerungen an die Macht. SED-Funktionäre im autobiografischen Rückblick, in: Deutschland-Archiv 41(2008) 6, S. 1060-1067.

32 Vgl. L. Niethammer/R. Engelmann, Bühne DDR (Anm. 13).

33 H.-J. Veen, Einführung, in: ders. u. a. (Hrsg.), Wechselwirkungen Ost-West. Dissidenz, Opposition und Zivilgesellschaft 1975–1989, Köln u. a. 2007, S. 7–16, hier S. 13.

bezeichnet wurde. Die Doppelbezeichnung „Oppositionsführerin“ und „Dissidentin“ verdeutlicht einmal mehr die Schwierigkeit einer eindeutigen Definition.

Diejenigen, die um ihrer Selbst willen die Grenzen des politischen Systems, in dem sie leben, in Frage stellen, werden in der Folge vom diesem in einer Weise behandelt, die Schwartz' Beschreibungsversuch als „staatlich Geächtete“ auf den Punkt zu bringen scheint. So bestrafte etwa die Staatsführung der DDR diese auf mehr oder weniger informelle Weise, indem sie sie verhaftete, wie beispielsweise Erich Loest, oder – im besten Falle – abschob, wie Wolf Biermann, oder indem sie ihnen partiell und/oder umfassend die Unterstützung entzog, die das politische System und seine Funktionsträger für die Masse der Gesellschaft bereit hielten: sei es bei der Sicherung der eigenen Lebensgrundlage oder in Fragen des Rechtsbestandes und der Rechtssicherheit, wie am Beispiel des Protagonisten in „drüben!“ exemplarisch ausgeführt wird. „Staatliche Ächtung“ ist demnach keine Dissidenz, sondern sie ist das Ergebnis, das denjenigen widerfährt, die sich nicht regelkonform verhalten wie etwa der Protagonist in „drüben!“. Dieser bezweifelt nun, ob auch er ein Dissident sei. Wenn wir ihn mit den uns bekannten Dissidenten vergleichen, werden wir seinen Zweifeln vermutlich zustimmen. Doch wie kann ein solches Verhalten, wie es der Protagonist in „drüben!“ an den Tag legt, bezeichnet werden? Oder anders gefragt, wie kann dissidentisches Verhalten charakterisiert werden?

Die hier untersuchte Selbstbefragung verweist also auf ein Erfahrungsphänomen, das zum Begriffsfeld der Dissidenz gehört. Dissidentisches Verhalten kann damit als ein Erfahrungs- und Verhaltensphänomen beschreiben werden, mit dem sich Menschen den staatlichen Zumutungen in politisch erstarrten Systemen um ihrer selbst willen zu entziehen, sich ihnen zu verweigern versuchen.³⁴ Diese Verweigerungshaltung kann vielschichtig ausfallen und vielfältige Formen annehmen, weshalb sich die Historiographie bislang schwer getan hat, den Begriff der Dissidenz zu definieren.³⁵

Unser Protagonist überlegt in den Panels nämlich, ob er sich weiterhin konform verhalten soll, indem er tut, was man von ihm verlangt, oder ob er sich um seiner selbst Willen gerade dagegen verwahrt. In der Folge entscheidet er nicht mehr konform, wie der weiteren Geschichte zu entnehmen ist. Dieses Verhalten traf beispielhaft auf ein politisch und gesellschaftlich erstarrtes System, das von seinen Mitgliedern vor allem Konformität einforderte, statt auf eine individuelle und freiwillige Eingliederung in die Gesellschaft und die damit verbundene Bereicherung zu setzen.³⁶ Das erstarrte politische System reagierte in der bereits beschriebenen Weise. Und diejenigen, die sich gegen die „totale Vereinnahmung“ wehrten oder verwahrten, nahmen eine vorübergehende Isolierung

34 Psychologen haben diesen Prozess als „Ich-Werdung“ von Individuen bezeichnet. Vgl. C. Schneider u. a. (Hrsg.), *Identität und Macht*, Gießen 2002, S.11f.

35 Christoph Klessmann etwa hat Anfang der 1990er Jahre die Dissidenz als „ein schwer fassbares Phänomen der Verweigerung“ charakterisiert (C. Klessmann, *Opposition und Dissidenz in der Geschichte der DDR*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B5* [1991], S. 54-62, hier S. 52-53), und ein Blick in die Titel der Veröffentlichungen, die seit 1990 zum Thema „Opposition und Widerstand in der DDR“ erschienen sind, zeigt, dass die Motivlagen für dissidentisches Verhalten politisch motiviert sein konnten, dies aber nicht zwingend war. (Vgl. L. Niethammer, *Einleitung* [Anm. 13], S. 37 ff.)

36 Vgl. C. Schneider, *Identität* (Anm. 33), S. 30f.

bzw. Vereinzelung in Kauf. Damit kann dissidentisches Verhalten als ein Handlungsmuster verstanden werden, das die Ansprüche der Konformität innerhalb eines Systems hinterfragt.³⁷

Die Vereinzelung kennzeichnet in diesem Zusammenhang weniger den Verlust von Freunden und Verwandten, sondern den Verlust an Partizipationsmöglichkeiten innerhalb des Systems bzw. den Verlust der Loyalität des staatlichen Systems gegenüber seinen Bürgern. Zusätzlich zum Verlust der Partizipationsmöglichkeiten innerhalb des Systems erfuhr jede Handlung der Dissidenten eine Politisierung durch das politische System bzw. durch die westliche Öffentlichkeit. Wie oft veranlassten SED und Staatssicherheit gerade in den 1980er Jahren die Überwachung und Zersetzung von Andersdenkenden, Individualisten, Künstlern, Intellektuellen, Umweltschützern. Bezeichnend ist, dass es sich hierbei fast ausschließlich um Mitglieder der *Generation Eins* handelte.³⁸

Die ehemaligen DDR-Bürger, deren dissidentisches Agieren hier beispielhaft beschrieben wurde, verhalten sich den Zuschreibungen des „Dissidenten“ oder des „staatliche Geächteten“ gegenüber ebenso skeptisch wie unser namenloser Protagonist in „*drüben!*“.³⁹ Und auch ausgereiste oder ausgewiesene DDR-Bürger bezeichnen sich kaum als „staatlich Geächtete“, selbst wenn viele von ihnen Observierung und geheimdienstliche Verunsicherung vielfältiger Art erlebt haben. „Staatliche Ächtung“ beschreibt (vielleicht etwas pathetisch) die Folgen, die im Verlust der Bürgerrechte aber auch im Verlust von gesellschaftlichen Teilhabemöglichkeiten und individueller Sicherheit bestanden. Indem Schwartz sich des Begriffs der „staatlichen Ächtung“ bedient, weiß er um die quasi religiösen Beziehungen, denen sich DDR-Bürger in ihrem Staat ausgesetzt sahen und eröffnet damit weitere Möglichkeiten zur inhaltlichen Vertiefung.

5. Fazit

Die hier analysierte Bilderfolge hat zu einer Auseinandersetzung mit einem politisch-historischen Begriff eingeladen, indem sie Befunde visualisiert hat, die auch die Geschichtswissenschaft diskutiert. Die aneinander gereihten, schwarz gerahmten sequentiellen Bilder ermöglichen dem Betrachter zudem, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen in der Entwicklung des Protagonisten und zugleich die Sprunghaftigkeit unseres Denkens und Erzählens wahrzunehmen und nachzuspüren. Indem Schwartz ständig die Erzählhaltung wechselt, verlangt er dem Leser nicht nur konzentrierte Aufmerksamkeit ab, sondern er gewährt uns Einblicke in die Gestaltung und Konstruktion des Mediums. Die Wirkmächtigkeit der Panels steht für sich. So ist die Ausbürgerung Biermanns zweifelsfrei zu

37 Vgl. ebenda.

38 Die Dissidenz hatte ihre Hochzeit in Europa in den Jahren zwischen 1968 und 1989/90, wie Christian Schneider und Kollegen eindrucksvoll ausgeführt haben. Vgl. C. Schneider, *Identität* (Anm. 33), S.11f.

39 Auch die interviewten Geraer Künstler, die Anfang der 1980er Jahre ins Visier der Staatssicherheit geraten waren, blieben der Bezeichnung „Dissident“ gegenüber zurückhaltend. Vgl. J. van Laak, *Bühne der Dissidenz* (Anm. 13), S. 116.

erkennen. Die Qualität dieser Verflechtungsgeschichte ist zudem daran auszumachen, dass der Autor kaum Jahreszahlen verwendet und sich der geübte Betrachter dennoch orientieren kann. Auch die Bildfolge zur Dissidenz ist ein beredetes Beispiel dafür. Hinzukommt die Selbsterfahrung des Autors: Dieser erzählte bei einer Lesung, dass, wenn er ein Comic-Bild seiner Familiengeschichte so detailgetreu wie möglich gezeichnet und „gelingen“ gefunden hatte, sich dieses neue Bild dann über seine eigenen – inneren – Erinnerungsbilder legte.

Eingangs war darauf hingewiesen worden, dass in „*drüben!*“ eine doppelte Vater-Sohn-Geschichte erzählt wird. Die Vater-Großvater-Geschichte ist Geschichte auf der zweiten Ebene. Auf ihre Erstarrung und Sprachlosigkeit wurde ausführlich eingegangen. Bei der Vater-Sohn-Geschichte handelt es sich um die erste Ebene und abschließend bliebe zu fragen, warum der Sohn die Aufgabe übernimmt, die Geschichte des Vaters zu erzählen. Und was sagt es über die Generation der Väter aus und was über die der Söhne, wenn es „typischen DDR-Kindern“ noch immer schwer fällt, über ihre Erfahrungen zu erzählen?